

Sturmfluth.

Novelle von **Gerd Harmstorf.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

Hart hinter dem ersten Wagen ritt der Neßbauer Harm Groning. Sein Haar war völlig ergraut und sein Gesicht noch hagerer und eckiger geworden. Aber seine Haltung war straff und aufrecht; seine Augen blitzten klar und durchdringend wie sonst unter den buschigen Brauen hervor, und nichts in seiner äußeren Erscheinung verrieth den von der harten Faust des Schicksals gebeugten Mann. Seine Tochter war nicht unter den Frauen und Mädchen des Trauerzuges, und die Anderen mochten es wohl wissen, weshalb sie fehlte, denn Niemand hatte eine Frage nach Maria an Harm Groning gerichtet.

Es währte lange, bis sich die ganze Versammlung von Leidtragenden um die offenen Gräber auf dem kleinen Friedhof geordnet hatte, oberhalb deren auf Brettern die schmucklosen Särge standen.

Wieder wurde ein Choral gesungen; dann trat lautlose Stille ein, denn der alte Pastor Overbeck begann zu sprechen. Während der ersten, einleitenden Worte war seine Stimme so schwach, daß kaum die zunächst Befindlichen ihn verstehen konnten. Dann aber, in der Erregung, mit welcher die Erinnerung an die ausgestandenen Schrecknisse ihn erfüllte, kam ihm noch einmal die alte, längst verloren ge-

Der Drachenstich zu Furth im Walde. (S. 332)

wesene Kraft der Rede, und er schilderte in bewegten Worten das Elend und den Jammer der vergangenen Tage.

Mehr als einmal versagte dabei dem alten Manne die Stimme, und öfter noch machte das laute Weinen und Schluchzen der Frauen seine Worte unverständlich; bluteten doch in jedem Herzen schwere, noch unvernarbte Wunden.

Lauter nur wurde der Jammer, als Pastor Overbeck jetzt jedem Einzelnen der unglücklichen Opfer einige Worte des Abschieds nachrief in seine letzte Ruhestätte, und am ergreifendsten klang seine Rede, da er von Gesche Groning und ihrem Töchterchen sprach. In lebendiger Weise malte er ihre Flucht nach dem Deich und ihre Todesangst, bis ihnen die Rettung plötzlich greifbar nahe schien.

„Schon ist der Helfer bei ihnen, schon streckt er seine Hände aus nach den weinenden Kindlein. Da, o Schrecken! treibt der Sturmwind das rettende Boot von hinnen. Die schon darinnen sind, können es nicht halten, denn es ist ja nur ein Greis, den Schrecken und Kälte schon halb erstarrt hatte, und ein schwaches Weib. Wohl möchte die Gute ihren Bruderskindern beistehen in der schrecklichen Noth. Heftig richtet sie sich auf in dem schwankenden Nachen. Aber sie verliert den Boden unter den Füßen und stürzt nieder. Hart schlägt ihre Stirn auf den Rand des Bootes, Blut rinnt über ihr Antlitz und ihre Sinne schwinden. Als der bedauernswerthe Vater endlich nach langer, schrecklicher Fahrt, hundertfach vom Tode umdroht, mehr durch Gottes gnädige Führung als durch sein Bemühen das bergende Obdach gefunden, da sind alle seine Gedanken nur bei seinem unglücklichen Kinde, aus welchem alles Leben schon entwichen scheint. Derer, die auf dem Deich sind, denkt Keiner, oder es hat doch Keiner das Herz, durch Sturm und Finsterniß und durch die tobenden Wellen hinaus zu dringen bis zu ihnen. Erst als der Tag anbricht, rüstet man sich, ihnen Rettung zu bringen. Zweien von ihnen aber ist schon früher Erlösung geworden. Man findet das Mägdlein erstarrt in den starren Armen seiner todten Mutter. Und so fest halten sie einander im Sterben umschlungen, daß man Mühe haben würde, sie zu trennen. Nun — ihre Noth ist vorbei, sie haben die Zuflucht gefunden, nach der ihre Herzen sich gesehnt in den Stunden der tödtlichen Angst. Auch die beiden Anderen aber schienen dem Ende nahe. Der junge Seelenhirte, dem es so heiliger Ernst war um seine Pflicht, daß er sein Leben hingeben wollte für die Bedrohten und Geängstigten, liegt ohne Bewußtsein, und kaum noch zu spüren ist der Odem in seiner Brust. Doch er lebt, und Leben ist auch in dem Kindlein, das er wie ein rechter Vater mit seinen Kleidern erwärmt und an seinem Herzen geborgen hat. — Du weißt es, meine liebe Gemeine, daß wir noch zu dieser Stunde um meinen theuren Amtsbruder zittern, denn ein schweres Fieber ist über ihn gekommen, und sein irrer Geist ist erfüllt von den Schrecknissen der Springfluth, von den Angstrufen der Bedrängten, die zu ihm um Hilfe schreien — von dem Wehelaut klagender Mütter und wimmernder Kindlein. Lasset uns an diesen Gräbern für sein Leben beten!"

Alle Häupter senkten sich zu stiller Fürbitte für den Schwerkranken. Auch Harm Groning neigte den starren Nacken und hielt die Mütze vor sein Gesicht. Vielleicht war es ihm lieb, daß er so wenigstens auf kurze Zeit sein Antlitz vor den Blicken der Anderen verbergen konnte. Denn wenn er auch starr und aufrecht geblieben war bis jetzt, so perlten doch große Tropfen auf seiner Stirne, und um seine Lippen ging manchmal ein Zucken, als müsse er irgend etwas hinaus schreien, das ihm die Brust zu zersprengen drohte.

Eine kleine Weile noch, dann sprach Pastor Overbeck endlich das Schlußgebet und den Segen über die Todten. Unter erneutem Schluchzen der Weiber wurden die schlichten schwarzen Särge hinabgesenkt, und die schweren Schollen nasser Erde fielen mit dumpfem Poltern auf sie hinab. Die Schulkinder stimmten ihren Gesang an, und mühselig, wie sie gekommen waren, traten die Leidtragenden den Heimweg in ihre mehr oder weniger beschädigten Häuser an.

Auch Harm Groning kehrte auf seinem schweren Braunen nach dem Neß zurück. Die Sturmfluth war mit seinem Eigenthum viel glimpflicher verfahren, als er selber es zu hoffen gewagt. Außer dem Kleinvieh, das allerdings bis auf das letzte Stück umgekommen war, hatte er nur eine einzige Kuh verloren, und auch der Schaden am Wohnhause wie am Wirthschaftsgebäude war verhältnißmäßig gering. Die eichene Truhe mit ihrem kostbaren Inhalt stand wieder an dem alten Platze im Wandschrank, und während mancher andere Inselbewohner seine ganze Habe verloren hatte, war Harm Groning nach wie vor ein wohlhabender Mann.

Ob er dessen froh wurde, ließ sich aus seinem Benehmen so wenig errathen, als aus seinem steinernen Gesicht. Die Miene, mit der er auf dem Hofe umherging, um überall Hand anzulegen und nach dem Rechten zu schauen, war genau so hart und finster wie vordem, wo ihn der unschuldige Kinderlärm seiner kleinen Enkel so oft mit Ingrimm erfüllt hatte. Die fröhlichen Laute waren ja nun freilich verstummt, denn Katharina war todt, und der durch Barthold Evers' Aufopferung gerettete Bastian befand sich seit dem Morgen nach jener Schreckensnacht im Pfarrhause. Pastor Overbeck's Gattin, die nun auch schon weit über die Sechzig hinaus war, hatte sich des armen, fast erstarrten Würmleins angenommen, und dem Neßbauern war es bis heute nicht in den Sinn gekommen, den Knaben von ihr zurückzufordern.

Maria aber wußte nichts von alledem. Mit verbundenem Haupte und todtenbleich lag sie in ihrer Kammer, scheinbar ohne alle Theilnahme für das, was um sie her geschah.

„Ihr Gehirn ist erschüttert," hatte der Chirurg gesagt, der am Tage nach dem Unglück von Moorburg herüber gekommen war. „Man müßte ihr eigentlich zur Ader lassen — aber ich fürchte, sie übersteht es nicht, denn sie ist gar so schwach."

So hatte man sich denn damit begnügt, nasse Verbände auf ihre verwundete Stirn zu legen, und überließ es im Uebrigen der Natur, Tod oder Genesung herbeizuführen. Und gerade das war es wohl, was der Kranken zum Segen gereichte, denn die Heilkunst des Moorburger Chirurgus war in der Regel von einer mehr urwüchsigen und gewaltsamen, als erfolgreichen Art.

Das erste Anzeichen wiederkehrenden Bewußtseins war die Aufregung gewesen, in welche Maria gerieth, als Harm Groning am Morgen dieses Begräbnißtages in ihre Kammer getreten war. Wie in angstvollem Entsetzen hatten ihre weit geöffneten Augen sich auf ihn gerichtet; abwehrend hatte sie beide Hände gegen ihn erhoben, und wenn auch ihre Zunge noch gelähmt schien, hatte sich doch eine so schmerzliche Unruhe in ihren Zügen kund gegeben, daß die Wittwe Kohrs, die sich ihren kümmerlichen Unterhalt auf Finkenwärder als Leichenwäscherin und Krankenpflegerin verdiente, ihn himmelhoch gebeten hatte, wieder hinaus zu gehen.

Seitdem schlich er auf den Fußspitzen an der Kammerthür vorbei, ohne die Schwelle zu überschreiten, und als es ihm beim Einbruch der Dunkelheit zu einsam werden mochte in dem stillen Haus, nahm er seine Mütze von der Wand und schlug den Weg nach Hinrich Eddelbüttel's Schänke ein, die glücklicherweise ebenfalls von der Sturmfluth verschont geblieben war.

6.

Um die Mittagszeit des letzten Adventsonntages war es, da Harm Groning und Barthold Evers einander zum ersten Male wieder Auge in Auge gegenüberstanden. Der Neßbauer war mit seiner wiedergenesenen Tochter über das Eis der alten Süderelbe hinweg zum Gottesdienst nach Altenwärder gegangen, und auf dem Rückwege trafen sie nun unerwartet mit dem Kollaborator zusammen, der in seinem geistlichen Gewande von der Finkenwärder Kirche herniederkam. Auch er hatte seine schwere Krankheit völlig überwunden, aber die frische Farbe war noch nicht auf seine Wangen zurückgekehrt, und tiefe dunkle Schatten lagen noch immer unter seinen Augen.

Maria war dunkelroth geworden, da sie seiner ansichtig wurde; Harm Groning aber machte erst ein paar rasche Schritte, um dann, wie er sah, daß an ein Ausweichen kaum noch zu denken war, unsicher stehen zu bleiben. In einer offenkundigen Verlegenheit, die seinem rauhen, herrischen Wesen sonst wahrlich fremd war, entblößte er zum Gruße das Haupt. Ruhigen Antlitzes, aber mit einem Blick, der bis in das innerste Herz des Anderen zu dringen schien, erwiederte Barthold Evers den ehrerbietigen Gruß. Wortlos wollte er an den Beiden vorüberschreiten; da trat Harm Groning um ein Geringes näher an ihn heran und sagte:

„Es freut mich, Euch gesund zu sehen, Herr Kollaborator. Nehmt's nicht für ungut, daß ich Euch hier anrede; aber ich meine, es wäre gut, wenn wir uns einmal aussprächen, damit Ihr keinen ungerechten Verdacht habt gegen mich."

Mit eiserner Willenskraft hatte er sich bemüht, den ernsten, durchdringenden Blick des jungen Geistlichen auszuhalten, während er sprach. Aber es wollte ihm nicht gelingen, und während der letzten Worte suchten seine Augen unwillkürlich den Boden.

„Ich habe keine Rechtfertigung von Euch verlangt, Harm Groning. Ein Anderer, als ich, ist berufen, Euch zu richten. An ihn mögt Ihr Euch wenden, nicht an mich."

Der Bauer zog die Stirn in Falten und blieb trotzig stehen. „Wüßte nicht, mit wem ich sonst noch darüber reden sollte," erwiederte er fast herausfordernd. „War's etwa meine Schuld, daß die Jolle abtrieb? Ich hab' gethan, was ich konnte; aber meine Arme waren steif, und ich bin kein Schiffer, der sich darauf versteht, bei solchem Wetter ein Boot zu regieren. Da ist meine Tochter! Ihr mögt sie fragen, ob ich nicht versucht habe, was in meinen Kräften stand."

Die dunkle Gluth auf Maria's Antlitz wich jäh einer tödtlichen Blässe. Sie preßte die Hände zusammen, und ihr Haupt sank tief auf die Brust herab. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es deutlich, daß Barthold's prüfender Blick sekundenlang auf ihr ruhte, und ihr war, als ob sie vor Scham und Verzweiflung vergehen müsse, da sie in dieser Sekunde nicht Muth genug fand, den Vater, der sich so dreist auf ihr Zeugniß berief, mit lauter Stimme der schändlichen Lüge zu zeihen.

Eine kleine Weile sprach Keines von den Dreien ein Wort, dann war es der Kollaborator, dessen Stimme das Schweigen brach: „Macht das mit Eurem eigenen Gewissen ab, Groning! Die Stunde wird kommen, da ein unbestechlicher Richter von Euch Rechenschaft verlangt über das Leben Eurer Schwiegertochter und ihres Kindes. Dann seht zu, wie Ihr vor ihm besteht; denn da wird Euch kein falsches Zeugniß mehr von Nutzen sein und keine Lügen."

Festen, ruhigen Schrittes ging er davon. Die Hände zu Fäusten geballt, blickte ihm der Neßbauer nach. All der Haß, den er gegen diesen Mitwisser seines Verbrechens empfand, sprühte aus seinen Augen. Dann wandte er sich nach seiner Tochter um und stieß ingrimmig zwischen den Zähnen hervor:

„Konntest wohl auch den Mund nicht aufthun, undankbare Kreatur? Das ist mein Lohn dafür, daß ich Dir's Leben gerettet hab', wie? Hätt' ich gewartet, bis die Anderen auch in der Jolle waren, so wären wir Alle zusammen ertrunken."

„Und tausendmal besser wär' es gewesen, Vater, als dies!" brach es in leidenschaftlicher Verzweiflung aus Maria's zerrissenem Herzen hervor. „Ich wollte, daß ich in der Erde begraben läge wie Gesche und die arme kleine Katharina. Hättet Ihr doch auch mich vollends umgebracht wie sie!"

Ein brutaler, fast thierisch grausamer Zug erschien auf des Bauern hartem Gesicht. Er erhob den Arm, als wollte er die Verwegene schlagen; da streifte sein Blick über die Narbe auf ihrer Stirn, und die geballte Faust fiel wieder schlaff herab. Ohne ein Wort zu erwiedern, kehrte er sich ab und setzte seinen Weg fort, unbekümmert darum, ob ihm Maria folgte. — — —

Von dem Tage an wurde zwischen Vater und Tochter nichts mehr gesprochen, als das Nothwendigste, dessen es zur Verständigung über die Wirthschaftsangelegenheiten bedurfte. Sie gingen einander aus dem Wege, und wenn es auf dem Felde oder im Hause nichts für ihn zu schaffen gab, schlug Harm Groning regelmäßig den Weg nach der Schänke ein, wo Hinrich Eddelbüttel ihn bald zu seinen besten Kunden zählte.

„Der Neßbauer ist ein Säufer geworden," hieß es überall auf dem Finkenwärder, und die Leute wichen ihm aus, wenn er einen Rausch hatte, denn in solchem Zustand konnte ihn ein schiefer Blick zum wildesten Jähzorn reizen.

Nach wenig Monaten schon lag's wie ein Bann über dem einsamen Gehöft auf dem Neß. Keinem fiel es ein, dorthin auf nachbarlichen Besuch zu gehen, wie es früher oftmals geschehen war, und die ehemaligen Freundinnen blickten geflissentlich zur Seite, wenn Maria einmal an ihnen vorüberkam. Zeigte sich doch des Neßbauern Tochter weder beim sonntäglichen Gottesdienst noch am Tisch des Herrn. Da konnte es nicht Wunder nehmen, wenn die Weiber untereinander von irgend einer schweren Sünde flüsterten, die auf ihrer jungen Seele laste.

Der kleine Bastian aber blieb im Pfarrhause, auch als Pastor Overbeck im Januar plötzlich starb, und Barthold Evers statt seiner zum Prediger auf Finkenwärder berufen wurde. Die alte Mutter des bisherigen Kollaborators war von Hamburg herübergekommen, ihrem unvermählten Sohne das bescheidene Hauswesen zu führen, und sie nahm sich auf seinen Wunsch liebevoll auch des verwaisten Knäbleins an.

Aus Harm Groning's Hause kam ja Niemand, der es von seinem Retter zurückgefordert hätte.

7.

Stellt man sich drunten im Binnenlande den Frühling nur vor als einen holden, lächelnden, mit Blumen geschmückten Knaben, so zeigt er sich den Inselbewohnern in der Elbmündung zumeist in einer ganz anderen, viel weniger lieblichen Gestalt. Mit Heulen und Brausen kommt er daher wie ein mordlustiger Eroberer, und in dem erbitterten Kampfe, den er gegen den hartnäckigen Winter führt, sind es zumeist die armen Menschen, welche mit ihrer Habe oder gar mit ihrem Leben die Kriegskosten bezahlen müssen.

So fegte wieder an einem der letzten Märzabende tobender Frühlingssturm über die breite Fläche des Stromes und über die niedrigen, schutzlosen Eilande dahin. Die Bäume bogen sich vor seiner Wuth, und die Häuser erzitterten unter der Wucht seines Anpralls.

Aber er wehte glücklicherweise von Osten, so daß er die aus der Nordsee eindringende Fluthwelle zurückpeitschte, und daß die beiden Elemente, deren Bundesgenossenschaft vor wenig Monden so verhängnißvoll geworden war, einander heute als grimmige Feinde gegenüberstanden.

Der junge Pastor von Finkenwärder saß in seiner niederen, schmucklosen Studirstube über einer Predigt und kümmerte sich wenig über den ungefügen Gesellen, der da draußen sein Wesen trieb. Da klopfte es rasch zweimal nacheinander an der Thür, und als er verwundert den Kopf erhob, um nach dem späten Besucher zu schauen, sah er zu seiner Ueberraschung in Maria's bleiches, angstverstörtes Gesicht.

„Was führt Euch zu mir? Was ist geschehen?" fragte er, indem er sich von seinem Stuhle erhob. „Hat sich denn ein Unglück zugetragen, daß Ihr so entsetzt aussehr, Maria?"

„Mein Vater —" stammelte sie, ihrer vom raschen Laufe athemlosen Brust nur mühsam die einzelnen Worte abringend. „Ich glaube, er hat den Verstand verloren. Es ist schrecklich, wie er sich geberdet. Und ich habe Keinen, den ich um Hilfe bitten kann, als Euch."

„Ich gehe mit Euch," erwiederte er einfach, indem er schon nach seinem Mantel und seiner Kopfbedeckung griff. „Zwar bin ich kein Arzt, doch kann ich Euch vielleicht trotzdem von Nutzen sein."

Er richtete keine weitere Frage an sie, und draußen verbot ihnen schon der Sturm jegliche Unterhaltung. Einmal glitt Maria auf der schlüpferigen Dammerde aus und fiel zu Boden. Barthold beugte sich nieder, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein; sie aber streckte abwehrend die Arme aus und rief:

„Nein, rühret mich nicht an. Ich bin es nicht werth."

Und sie war auf den Füßen, bevor er auch nur ihre Hand hatte ergreifen können. Das war Alles, was zwischen ihnen gesprochen wurde auf dem langen und beschwerlichen Wege.

Noch waren sie ein Dutzend Schritte von dem Hause auf dem Neß entfernt, und schon schlug Harm Groning's rauhe, polternde Stimme an ihr Ohr. Zitternd drückte Maria die Hände auf die Brust.

„Höret nur, wie er rast!" sagte sie. „O, mein Gott, vielleicht ist es doch besser, daß Ihr nicht hineingeht; denn er könnte Euch ein Leid anthun in seiner unsinnigen Wuth."

„Fürchtet nichts für mich," gab er ruhig zurück. „Nie wird der Gedanke an eine Gefahr mich abhalten, meine Pflicht zu erfüllen."

Sie traten ein, und ein Anblick, der wohl auch ein starkes Herz erbeben machen konnte, bot sich ihnen dar. Die sonst so schmucke und saubere Wohnstube sah aus, wie wenn eine Rotte Wilder darin ihr Wesen getrieben hätte. Die Möbel waren umgestürzt und theilweise zertrümmert. Der Inhalt des Glasschrankes war in Scherben über die Dielen zerstreut, und von dem, was nicht niet- und nagelfest war in dem Gemache, schien auch nicht ein einziger Gegenstand ganz unversehrt. Inmitten des wüsten Trümmerhaufens aber stand Harm Groning mit zerrissenen Kleidern, blutenden Fäusten und wuthverzerrtem Gesicht. Aus seinen dunkel unterlaufenen, rollenden Augen loderten die Flammen des Wahnsinns, und das graue, zerzauste Haar, das in wirren Strähnen an der schweißbedeckten Stirne klebte, gab ihm vollends ein abschreckendes, grauenerregendes Aussehen.

„Hoioh-hoh!" rief er dem furchtlos eintretenden Pastor entgegen. „Seid Ihr endlich da, Herr Kollaborator? — Zeit war's, will ich meinen! — Nun heraus aus dem Boot! Da drinn ist für keinen Anderen Platz, als für mich! Hinaus — sage ich, oder ich schlage Euch nieder, wie ich die ungehorsame Dirne niedergeschlagen habe! Hinaus!"

Er stürzte auf Barthold Evers zu, der sich nicht von der Stelle rührte und nur mit einer ruhigen, fast feierlichen Bewegung zur Abwehr seinen rechten Arm erhob. Und diese kaltblütige Gelassenheit schien eine seltsame einschüchternde Wirkung auf den Wahnwitzigen zu üben. Er wich wieder zurück und starrte den Prediger an wie ein Gespenst.

„Wollt Ihr mich ertrinken lassen hier auf dem Deich? Seht Ihr denn nicht, daß mir das Wasser schon an's Herz geht? Und hört Ihr nicht den Sturm? Da — Nordwest — Nordnordwest! — Und der Mond steht noch hoch. Es steigt — es steigt! Wollt Ihr denn wirklich, daß ich hier elend ertrinke?"

„Ihr seid nicht in Gefahr, zu ertrinken, Harm Groning. Euch bedroht kein anderes Schrecknis, als Euer eigenes Gewissen. Seht, wir sind sicher in Eurer Stube, und der Wind weht nicht aus Nordwesten, sondern aus Osten. Man könnte trockenen Fußes hinübergehen nach der Dradenau, so wenig Wasser ist in der Elbe."

Wirklich schien etwas wie ein Ausdruck des Zweifels auf das verzerrte Gesicht des Bauern zu treten. Da fuhr abermals ein heulender Windstoß daher, und mit einem Schrei preßte Harm Groning die Fäuste gegen die Ohren.

„Ihr lügt! Ihr lügt! Umbringen wollt Ihr mich! Aber ich lasse es nicht geschehen. — Hinaus aus dem Boot — sage ich! Geh mir aus dem Wege, Dirne! — Willst Du mich hindern, abzustoßen? He! — Und wenn Du todt liegen bleibst, ich schlage Dich nieder! Hinaus, Du Schwarzrock — hinaus!"

Der Angriff, den er diesmal auf den Pastor machte, war ernsthafter als der erste. Nichts Menschliches mehr war in seinen starren Augen, und Schaum stand ihm vor dem Munde. Offenbar hatte er die Absicht, Barthold an der Kehle zu packen, doch der starke junge Geistliche kam ihm zuvor. Er umfaßte den Oberkörper des Wüthenden mit beiden Armen mit so festem Griff, daß Harm Groning unfähig war, noch weitere Bewegungen zu machen. Ein paar Minuten lang zwar sträubte er sich mit allen Kräften gegen diese Umklammerung, dann aber ging es mit einem Male durch seinen hageren, sehnigen Körper wie ein jäher Ruck — ein paar unartikulirte Laute kamen über seine bläulich verfärbten Lippen; mit weit geöffnetem Munde und verglasten Augen fiel sein Kopf nach hinten — und der Pastor von Finkenwärder hielt einen Todten in seinen Armen.

— — — — — — — — — — —

Ohne Sang und ohne Klang wurde der Neßbauer Harm Groning begraben. Er war den Tod eines Säufers gestorben, wie der Moorburger Chirurgus sagte, und damit war er nach der herrschenden Anschauung jedes Anspruchs auf kirchliche Ehren verlustig geworden. Es erregte deshalb auch einigen Anstoß bei den Strengsten der Gemeinde, daß der Pastor trotzdem seine Leiche zu Grabe geleitete und ein stilles Gebet über dem Sarge sprach. Wie ein einziger Schrei des Erstaunens aber ging es über den ganzen Finkenwärder, als man einige Tage später erfuhr, daß Maria Groning in aller Stille die Braut des jungen Predigers geworden sei. Wie hatte das geschehen können, darüber zerbrachen sich alle jungen und alten Weiber auf der Insel noch monatelang vergeblich die Köpfe. Und doch war es viel einfacher zugegangen, als irgend Eine von ihnen sich's träumen ließ.

Als Maria sich anschickte, in das einsame Haus auf dem Neß zurückzukehren, hatte sie gebeten, daß man ihr den kleinen Bastian wiedergeben möge, damit sie nicht gar so allein und verlassen sei. Aber der Knabe hatte sich nicht von dem Predigerhause trennen wollen, und mit Thränen im Auge hatte das junge Mädchen sich endlich ohne ihn zum Gehen gewendet.

Da war Barthold Evers an ihre Seite getreten und hatte sie mit leiser Stimme gefragt: „Wenn Du ihn wieder haben willst, Maria, und wenn er mich doch nicht verlassen mag — kannst Du ihm dann nicht auch hier unter meinem Dache eine Mutter sein? Sieh, ich habe Dich so lieb — wollen wir Beide ihm künftig treusorgende Eltern werden?"

Und sie hatte den Kopf tief geneigt, um demüthig zu flüstern: „Ich bin es nicht werth, Barthold — wahrhaftig, ich bin es nicht werth."

Da hatten seine Lippen ihre Stirn berührt, und wie eine himmlische Musik waren seine Worte ihr in's Herz geklungen:

„Sprich nicht also, Du Theuere! Schwache und sündhafte Menschen sind wir ja Alle — Du aber hast den schwersten aller Kämpfe mit Ehren bestanden, und keine bessere Herrin könnte ich meinem Hause geben, als Dich."

Da war das blonde Köpfchen an seine Schulter gesunken, und seit diesem Augenblick waren sie Bräutigam und Braut.

Ende.

Der Drachenstich zu Furth im Walde.

(Mit Bild auf Seite 329.)

In dem kleinen bayerischen, dicht an der böhmischen Grenze gelegenen Städtchen Furth i. W. findet alljährlich im August ein altes Volksschauspiel, der „Drachenstich" genannt, statt, das unser Bild auf S. 329 darstellt. Auf dem Marktplatze sitzt die „Prinzessin" und beklagt ihr Schicksal, das sie als Opfer für einen fürchterlichen Drachen ausersehen hat, der die Lande verwüstet. Schon naht das Ungethüm. Da sprengt ein junger Ritter heran und erbietet sich, den Kampf mit dem Drachen aufzunehmen. Der muthige Kämpe erlegt denn auch wirklich den Drachen durch einen geschickten Lanzenstoß und führt unter dem Jubel der Zuschauer die Prinzessin heim. Um die Sache recht packend zu gestalten, ist im Rachen des Ungeheuers eine mit Blut gefüllte Schweinsblase angebracht, die der muthige Ritter durchstechen muß. Während der Herold durch Trompetengeschmetter den Sieg des ritterlichen Befreiers verkündet, durchbricht das umstehende Landvolk die Schranken, und viele tauchen ihre Taschentücher in das herausrinnende „Drachenblut", dem ein alter Aberglaube gedeihliche Wirkungen, besonders für die Flachsfelder, zuschreibt.



Die Helligdomsklippen an der Nordostküste von Bornholm.

Die Helligdomsklippen an der Nordostküste von Bornholm.

(Mit Abbildung.)

Die Hauptstadt der an der schwedischen Küste liegenden, aber zu Dänemark gehörigen Ostseeinsel Bornholm ist Rönne an der Westküste, mit Kopenhagen durch ein täglich verkehrendes Dampfboot verbunden. Dort pflegen denn auch die Fremden zu landen, deren Hauptzielpunkt die großartigen Felsparthien der furchtbar zerrissenen Nordostküste von Svaneke bis Allinge bilden. Unser obenstehendes Bild zeigt die gewaltigen Helligdomsklippen; außerdem sind noch zu nennen von ähnlichen wildromantischen Naturscenerien: Randklöveskaret, Gaaserenden, Waade und Ovn, in denen wie bei der von uns dargestellten die Eigenart der nordischen Natur jenes Eilandes am schärfsten hervortritt.

Kleine Eitelkeit.

(Mit Bild auf Seite 333.)

Von Glasspiegeln haben wir erst verbürgte Kunde aus dem 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, aber polirte Metallscheiben wurden als Spiegel schon im Alterthum, zum Theil bereits in vorgeschichtlicher Zeit benutzt. Jetzt findet man den Spiegel in verschiedenen Gestalten über die ganze Erde verbreitet, so daß man ihn nicht mit Unrecht ein „universelles Geräthe" genannt hat. Mancher Evastochter macht man einen Vorwurf daraus, wenn sie bei keinem Spiegel vorbeigehen kann, ohne sich darin zu mustern. Die „kleine Eitelkeit" auf dem Gemälde von F. C. Hösch (siehe unseren Holzschnitt auf S. 333) mit der Puppe auf dem Arm betrachtet sich aber mit einem so naiven Ergötzen in dem ihr Bild wiederstrahlenden Glase, daß auch der strengste Moralprediger ihr deswegen nicht gram sein kann.

Die Telephonistin.

Erzählung aus der Gegenwart.

Von A. Oskar Klaußmann.

1. (Nachdruck verboten.)

Heinrich Liebig saß in seinem kleinen Comptoir in der Friedrichsstraße zu Berlin und rechnete ohne aufzublicken wohl eine ganze Stunde lang. Als er sich dann von seinem Schreibtische erhob, sah sein Gesicht keineswegs vergnügt aus. Das Rechnen schien ihn nicht nur angestrengt, sondern auch verstimmt zu haben. Er ging einige Male in dem kleinen Zimmer auf und ab, dann setzte er sich hin und rechnete wieder. Aber er kam zu keinem erfreulichen Resultate.

Seit einem Jahre war Liebig als Agent für Kommissionen in der Textilbranche etablirt, und das Geschäft hatte sich zuerst auch ganz gut angelassen, in der letzten Zeit aber ging es nicht so, wie Liebig gern wollte. Er war,



Photographieverlag von Franz Hanfstängl Kunstverlag in München.

Kleine Eitelkeit. Nach einem Gemälde von F. C. Hösch. (S. 332)

wollte er nicht das ganze Geschäft in's Stocken kommen lassen, gezwungen, sich mit Firmen einzulassen, die ihm nicht gefielen, und da er den Häusern, deren Kommissionär er war, dafür verantwortlich blieb, daß die bestellten und von ihnen gelieferten Waaren zur Zeit bezahlt wurden, wurde es ihm ganz bedenklich zu Muthe, wenn er an die Verluste dachte, die ihm möglicherweise die nächsten Wochen bringen konnten.

Am Telephon klingelte es, und Liebig trat an den Apparat. „Hier 1212, Liebig. Wer dort?“

„Hier Amt. Sind Sie es selbst, Herr Liebig?“

„Ja, Fräulein. Guten Morgen.“

„Guten Morgen, Herr Liebig. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Herr Rose Sie vorhin angeklingelt hat. Aber Sie waren jedenfalls nicht im Comptoir, denn wir bekamen keinen Anschluß. Soll ich jetzt Herrn Rose rufen?“

„Ich danke Ihnen, Fräulein. Ich war gerade bei Rose, kurz nachdem er mich anklingelte. Ich bin Ihnen jedenfalls aber sehr dankbar, daß Sie sich so für mich interessiren.“

„Das ist meine Pflicht, Herr Liebig.“

„Sie erfüllen sie aber in einer außerordentlich liebenswürdigen Weise, und ich muß sagen, es ist mir geradezu unangenehm, nicht zu wissen, wem ich für so viel Liebenswürdigkeit Dank schulde. Darf ich Sie nicht um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Minna.“

„Besten Dank, Fräulein Minna. Aber was thue ich mit dem Vornamen. Kann ich nicht auch den Zunamen erfahren?“

„Der Zuname ist Amtsgeheimniß und wird nicht verrathen.“

„Das ist aber unangenehm, Fräulein. Ich hatte nämlich eine Ueberraschung für Sie.“

„Eine Ueberraschung für mich? Wie käme ich denn dazu?“

„Ich wollte Ihnen ein kleines Geschenk machen, lediglich um mich Ihnen dankbar zu erweisen, da Sie mir im telephonischen Verkehr jedesmal gefällig waren, wenn Sie Dienst hatten.“

„Das wäre Beamtenbestechung, Herr Liebig, und würde bestraft werden. Aber nun Schluß! Es ist heute sehr viel zu thun.“

„Schluß!“ sagte Liebig und trat dann an seinen Schreibtisch zurück. Er lächelte, seine schlechte Laune war auf einen Augenblick wenigstens verschwunden. Er freute sich jedesmal, wenn er an das Telephon kam und die angenehme Stimme der jungen Dame vernahm, die sich ihm soeben als Fräulein Minna vorgestellt hatte. Er kannte sie nicht persönlich, aber er war ihr entschieden verpflichtet. Sie war sehr auf dem Posten und schaffte die Verbindung viel schneller als andere Damen, die sonst am Apparat waren, und wenn Liebig nicht gleich Anschluß bekam, rief sie ihm zu: „Warten Sie einen Augenblick. Sobald der Draht frei wird, klingle ich an.“

So war allmälig zwischen den beiden Leuten eine gewisse Vertraulichkeit entstanden, die etwas Drolliges hatte. Wären sie einander auf der Straße begegnet — und vielleicht war es schon öfter geschehen — so hätten sie von ihrer Bekanntschaft gegenseitig keine Ahnung gehabt; sie kannten sich ja nicht von Gesicht und Figur, sondern nur nach der Stimme und zwar so, wie man die Stimme am Telephonapparat hört.

— — — — — — — — — — —

Wenn wir die Treppe zu einem der großen Säle emporsteigen, in denen eines der Berliner Fernsprechämter untergebracht ist, so dringt ein eigenthümlich rasselndes, klapperndes Geräusch an unser Ohr, gerade als wenn wir in eine große Spinnerei eintreten, in der Hunderte von Spindeln sich sausend und wirbelnd drehen.

Gegen hundert ältere und jüngere Damen erfüllen in jedem der Säle den Dienst, der im höchsten Grade abspannend und nervenanstrengend ist. Die Telephonsekretäre und Obersekretäre, welche die Aufsicht im Saale haben, machen theils die Runde, theils sitzen sie hier und dort an Tischen, um die schriftlichen Arbeiten des Dienstes zu erledigen.

Ununterbrochen aber schwirren in entsetzlicher Eintönigkeit die Redensarten durcheinander. „Hier Amt.“ — „Wer dort?“ — „Bitte zu rufen.“ — „Bitte noch einmal.“ — „Kommen Sie näher heran.“ — „Ist besetzt.“

Mitunter gibt es aber auch ganz angenehme Gespräche, wie zum Beispiel das oben erwähnte zwischen Liebig und Fräulein Minna, und es ist außerordentlich drollig, zu erfahren, daß sehr viele Angeschlossene an der Berliner Fernsprechleitung, selbst die Chefs größerer Firmen, derartige telephonische Bekanntschaften mit den Beamtinnen haben, die sie persönlich nie gesehen, die ihnen aber an der Stimme genau bekannt sind. —

Minna Gehrig ist eine mittelgroße Dame im Alter von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren. Sie hat brünetten Teint und schwarzes Haar, das etwas kraus und widerspenstig aussieht, so daß Fräulein Minna manchmal einem „Strubbelkopf“ ähnelt, wie man in Berlin sagt. Das Gesicht ist sehr angenehm, besonders wenn Minna lustig ist und lacht. Die Figur ist ebenmäßig und nicht ohne Fülle, und die Uniformbluse der Telephonistin kleidet sie so gut, daß Heinrich Liebig gewiß seine Freude daran hätte, wenn er seine telephonistische Freundin einmal sehen könnte.

Minna Gehrig hört in den Hörmuscheln, die durch den Messingstreifen dicht an ihre Ohren gedrückt werden, das elektrische Glockensignal und sieht die Klappe 2839 fallen. „Hier Amt. Wer dort?“ ruft sie.

„Bitte mit Nummer 1644, Kaufmann Rose, zu verbinden.“

Minna stöpselt die Nummer 1644 ab und ruft dann: „Bitte rufen!“

Unmittelbar darauf hört sie deutlich aus den Ohrmuscheln gedämpfte Worte: „Hier Rose; wer dort? — Sind Sie es, Heinstedt? — Was giebt es?“

„Haben Sie mit Liebig gesprochen?“

„Ja, aber er scheint nicht geneigt, auf die Sache einzugehen.“

„Dann muß man ihm zureden; nur auf diese Weise können wir unser Ziel erreichen.“

„Er scheint sehr ängstlich zu sein.“

„Zureden hilft! Kommen Sie heute Nachmittag herüber?“

„Ja, ich komme.“

„Schluß!“

Minna hörte noch das Abläuten der beiden Apparate, und da gerade eine Pause eingetreten war, nahm sie das Verzeichniß der an die Fernsprechleitung Angeschlossenen zur Hand und suchte die Nummer 1644 auf. „Emil Heinstedt,“ stand da, „Wollwaarenkommission und Export.“ Den anderen Fernsprechangeschlossenen, der soeben gesprochen hatte, kannte Minna genau aus dem Geschäftsverkehr, der zwischen Liebig und Rose bestand. Was die beiden Verbundenen soeben über Liebig gesprochen hatten, war jedenfalls etwas Außergewöhnliches, und deshalb merkte sich Minna das Gespräch und die Namen, die während desselben erwähnt wurden.

2.

Minna Gehrig war die Tochter einer Beamtenwittwe und hatte noch eine zwei Jahre jüngere Schwester und einen zwölfjährigen Bruder. Frau Gehrig bezog eine kleine Pension, aber wenn man einigermaßen gut auskommen wollte, mußten die Töchter mitverdienen helfen, und so war Minna Telephonistin geworden, während die jüngere Schwester Anna in einem Geschäft als Comptoiristin thätig war. Das jüngste Kind, der Bruder, war noch Gymnasiast und sollte die unvermeidliche Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen sich erwerben.

Es war kurz nach sieben Uhr, als Minna nach dem Amt ging, um ihren Dienst anzutreten; sie hatte aber vorher noch eine Besorgung, und zwar trat sie im Innern der Stadt in einen Gummiwaarenladen und fragte nach dem bestellten Gummistempel. Der Ladeninhaber zeigte ihr den Abdruck des Stempels, der den Namen „Eugen Gehrig, Berlin SW., Bergmannstraße 168“ aufwies. Minna machte selbst ein paar Probeabdrücke und bezahlte dann den Stempel mitsammt dem Kästchen und Farbenfläschchen; sie verwahrte das kleine Kästchen in ihrer Kleidertasche und ging nach dem Amt.

Eugen's Geburtstag war am nächsten Tage, und sein höchster Wunsch war ein Gummistempel gewesen.

Minna kam nach dem Amt und befestigte hier, nachdem sie Jacke und Hut abgelegt hatte, den Messingstreifen mit den beiden Hörmuscheln auf dem Kopfe, verband sich mit dem Multiplexschrank und wartete im Gespräch mit einer Nachbarin auf den Beginn des Dienstes. Mit dem Schlage acht Uhr kam auch schon der erste Anruf, und zwar war es wieder Herr Heinstedt. Er suchte Verbindung mit einem Gasthofe in der Krausenstraße, fand dieselbe und bat, Herrn Kolzow, der auf Zimmer 15 wohnte, an den Apparat zu rufen.

Minna, die vorläufig noch nicht besonders beschäftigt war, hörte das Gespräch an und wurde um so aufmerksamer, als immer wieder der Name ihres Freundes Liebig vorkam. Kolzow schien nach seinem Dialekt — er sprach das Deutsche sehr hart — ein Russe zu sein. Heinstedt und Kolzow unterhielten sich fast eine Viertelstunde lang nur über Waarenlieferung. Das Gespräch wurde manchmal ganz erregt. Kaum war dasselbe geschlossen, als Kolzow wiederum das Amt anrief, um sich mit Rose verbinden zu lassen. Wiederum wurde Liebig's Name genannt, und endlich verabredeten Rose und Kolzow eine Zusammenkunft für den Nachmittag.

Die Klappe 1212 fiel. Minna lächelte. „Hier Amt. Wer dort?“

„Guten Morgen, Fräulein Minna!“

„Guten Morgen, Herr Liebig! Gut geschlafen?“

„Danke bestens, Fräulein Minna. Sie auch wohl?“

„Danke recht sehr, Herr Liebig. Wir haben viel zu thun. Wollen Sie eine Verbindung?“

„Ja, aber nur mit Ihnen, Fräulein Minna. Ich habe eine Bitte an Sie; ich habe in der Konditorei von Schilling für Sie eine kleine Torte bestellt, wollen Sie sich dieselbe abholen?“

„Nein, mein Herr, das werde ich nicht thun, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Sie sich auf solche Weise einer Beamtenbestechung schuldig machen.“

„Sie irren sich, Fräulein, über das Wesen der Beamtenbestechung, dann aber auch in mir. Ich will Ihnen offen gestehen, daß das Angebot, das ich Ihnen jetzt mache, nicht einmal Original ist, ich habe die Art und Weise, wie sich andere Geschäftsleute bei den Damen vom Telephonamt für Aufmerksamkeiten bedanken, gestern Abend von einem Bekannten gehört. Sie werden vermuthen, ich wolle Ihnen eine Falle legen, um Ihre Bekanntschaft zu machen; ich versichere Sie, mir wäre die Möglichkeit sehr angenehm, aber ich werde mich Ihnen nicht aufdrängen. Sie können heute oder morgen, zu welcher Zeit es Ihnen beliebt, in der Konditorei die Torte in Empfang nehmen, sie ist

bereits bezahlt, und die Nennung meines Namens genügt. Ebenso können Sie Jemand anders schicken, wenn Sie nicht selbst hingehen wollen und etwa glauben, daß ich die Absicht habe, mich in der Konditorei auf die Lauer zu legen."

„Ich werde es mir noch überlegen, Herr Liebig. Jedenfalls aber besten Dank für Ihre Freundlichkeit! Und nun Schluß, ich habe keine Zeit zu Privatgesprächen."

„Adieu, Fräulein Minna! Schluß!" —

An diesem Tage war Minna am Nachmittage dienstfrei, und um ein Uhr übergab sie den Platz an die mittlerweile eingetroffene Nachfolgerin im Dienst und machte sich auf den Heimweg. Sie freute sich darauf, nach dem Mittagessen ein wenig spazieren gehen zu können, eine Erholung, die sie dringend brauchte.

Als sie in der Friedrichstraße bei der Konditorei von Schilling vorüber kam, erinnerte sie sich des Geschenks des telephonischen Bekannten. Einem plötzlichen Entschlusse folgend betrat sie die Konditorei und sah, daß augenblicklich außer zwei Damen, die an einem Tischchen saßen und Kaffee tranken, Niemand anwesend war. Sie trat an den Verkaufstisch und fragte nach der Torte des Herrn Liebig. Diese wurde ihr augenblicklich ausgehändigt, und Minna erröthete, als sie bemerkte, daß es eine besonders werthvolle Torte war.

Mit einer gewissen Hast eilte sie aus dem Konditorladen und ging nach Hause. Sie beschloß, die Torte für Eugen's Geburtstag aufzuheben. Und in der That prangte die Torte am nächsten Morgen auf dem Geburtstagstisch, erregte aber lange nicht die Freude bei Eugen, die ihm der Gummistempel verursachte.

— — — — — — — — — — —

Früher als sonst mußte Minna nach dem Amt. Kaum war der Betrieb eröffnet, als sie Liebig anrief und sich bei ihm bedankte. Sie erklärte ihm, ihr Bruder habe Geburtstag, und sie habe diesem die Torte geschenkt, wolle aber nicht verfehlen, ihm nochmals bestens für seine Aufmerksamkeit zu danken.

„Sie haben mir mit der Annahme eine Freude gemacht, Fräulein Minna!" erklärte Liebig. „Heute habe ich allerdings auch eine Bitte an Sie, es handelt sich um den Abschluß eines großen, für mich äußerst wichtigen Geschäfts; ich werde heute sehr viele telephonische Verbindung brauchen, besonders Nachmittags. Sind Sie am Nachmittag im Dienst?"

„Jawohl, ich bleibe den ganzen Tag da."

„Dann seien Sie so freundlich und nehmen sich meiner an, Fräulein Minna."

In der That begann Nachmittag ein starker telephonischer Verkehr zwischen Liebig, Rose und Heinstedt, der fast ununterbrochen andauerte. Minna erfuhr so viel, daß es sich um eine Lieferung Tuche im Betrage von sechzigtausend Mark handelte, welche Liebig als Agent für Rose und Heinstedt besorgte. Die Zahlung sollte am nächsten Tage in Wechseln geleistet werden. Kaum war die Unterhaltung mit Liebig beendet, als eine ganze Reihe von Gesprächen zwischen Rose und Kolzow, zwischen Kolzow und Heinstedt, zwischen Heinstedt und Rose begann. Auch diese Gespräche drehten sich um das oben erwähnte Geschäft, aber in einem ganz anderen Sinne. Minna horchte so gespannt zu, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben ihren Dienst vernachlässigte. Das aber, was sie erfuhr, kam ihr höchst eigenthümlich, fast verdächtig vor. Zwar wurde sie aus der Sache nicht recht klug, denn die Sprechenden bezogen sich auf inzwischen stattgehabte persönliche Unterredungen, aber so viel war ihr klar: bei dem Geschäft war etwas nicht in Richtigkeit, und die Drei gingen darauf aus, Liebig in irgend einer Weise zu übervortheilen.

3.

Heinrich Liebig erledigte die Morgenpost. Unter den eingegangenen Briefen befand sich einer, dessen Umschlag vermittelst der Schreibmaschine hergestellt war. Liebig öffnete mit einem Federmesser den Briefumschlag und fand in demselben ein Blatt Papier, auf welchem wenige Zeilen, ebenfalls mit Hilfe der Schreibmaschine hergestellt, standen. Diese lauteten wie folgt:

„Hüten Sie sich vor dem Abschluß des Geschäfts mit Rose und Heinstedt. Die Sache ist nicht in Ordnung. Heinstedt und Rose haben sich Auslandspässe besorgt. Stehen Sie nicht in Geschäftsverbindung mit einem Russen, der im Gasthofe „Zum Kronprinzen" wohnt?"

Liebig war verblüfft. Am heutigen Tage sollte der Abschluß des großen Geschäfts, betreffend die Tuchlieferung, stattfinden. Infolge des Drängens von Rose und Heinstedt hatte Liebig bei den Fabriken, deren Kommissionär er war, die Waaren telegraphisch bestellt. Die Waare war angekommen und lag auf einem der Berliner Bahnhöfe. Hier sollten die Geschäftsfreunde Liebig's die Ballen heute übernehmen und ihm dafür die bereits avisirten Wechsel in Zahlung geben. Diese Wechsel bezogen sich auf mehrere große Bankhäuser in der Provinz, deren Bonität zweifellos war.

Ohne den anonymen Brief hätte er jedenfalls niemals an der Güte der Wechsel gezweifelt, die ihm noch an demselben Vormittag von Rose und Heinstedt übergeben wurden. Er hätte sie ohne Weiteres als Deckung der Forderungen an die Fabriken eingeschickt, welche das Tuch geliefert hatten, und würde diesen Fabriken gegenüber für die Summe haftbar geblieben sein. Jetzt aber setzte er, auf die Gefahr hin, sich seine bisherigen Geschäftsfreunde durch sein Benehmen zu verfeinden, an eines der ausstellenden Häuser eine Depesche auf und bat, man möge ihn benachrichtigen, ob das Haus einen Wechsel in Höhe von zwölftausend Mark, zahlbar in drei Wochen, auf die Berliner Bankfirma Mollhauer & Compagnie ausgestellt habe. Schon nach wenigen Stunden traf die Rückantwort bei Liebig ein, dahin lautend, daß der Firma nichts von diesem Wechsel bekannt sei. Man erbitte Einsendung desselben.

Diese Nachricht machte die Geschäftsfreunde Liebig's außerordentlich verdächtig. Nun mußte er annehmen, daß auch das Andere wahr sei, was der anonyme Briefschreiber ihm mitgetheilt hatte, daß nämlich die beiden Leute mit Auslandspässen versehen seien.

Er beschloß indessen noch einen Versuch zu machen. Ein großes Berliner Bankhaus stand auf der Rückseite eines Wechsels in Höhe von vierundzwanzigtausend Mark, und in den Büchern dieses Bankhauses mußte sich jedenfalls ein Vermerk darüber vorfinden. Es gelang Liebig, den Direktor der Bank persönlich zu sprechen, und dieser ordnete ein sofortiges Nachschlagen an.

Es stellte sich bald heraus, daß ein solcher Wechsel nicht durch die Hände der Bank gegangen war. Ja, noch mehr! Als der Buchhalter und der Kassirer der Bank den Wechsel näher untersuchten, behaupteten sie sofort, daß die Unterschrift der Bank gefälscht sei. Auch der Stempel der Bank, welcher lautete: „Von uns an die Ordre der Herren so und so, Berlin 14. Mai", wies gegen den Originalstempel Unterschiede auf. Die Unterschrift der Bankdirektoren war allerdings täuschend ähnlich, es konnte aber bald festgestellt werden, daß sowohl die Druckbuchstaben des Giros, als auch die Unterschrift jedenfalls mit Hilfe eines Gummistempels, der nach dem Original kopirt war, hergestellt seien.

Zwei Stunden später saßen Rose und Heinstedt hinter Schloß und Riegel, und auf dem Bahnhof fing man den Russen Kolzow ab, gerade in dem Augenblick, als er die Tuchballen in Empfang nehmen wollte, um sie nach Rußland zu befördern. Ein frecher Schwindel war gegen Liebig versucht worden. Rose und Heinstedt, bereits früher durch gemeinsame Schwindeleien verbunden, hatten sich Jeder als besondere Firma in Berlin etablirt und hier nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet, um ein neues Gaunerstückchen zu verüben. Sie hatten die Tuchlieferung für sechzigtausend Mark mit lauter gefälschten Wechseln bezahlt, die allerdings mit großer Kunst hergestellt waren, und wollten sich dann nach Rußland aus dem Staube machen, um dort die Tuchballen loszuschlagen.

Wenn Liebig nicht durch den anonymen Brief aufmerksam gemacht worden wäre, hätte der Betrug erst nach mehreren Wochen herauskommen können, zu der Zeit, wo der erste Wechsel fällig wurde, und dann waren die Schwindler mit ihrer Beute längst über alle Berge. Liebig blieb für die sechzigtausend Mark haftbar, war bankerott und hatte gar nicht mehr die Aussicht, wieder geschäftlich aufzukommen, denn alles Vertrauen zu ihm mußte schwinden. Um Haaresbreite war er dem Unglück entgangen und lediglich durch diesen Brief.

Erst einige Tage nach der Entdeckung des Schwindels zog er den Brief aus seinem Schreibtisch hervor und sah ihn sich genauer an. Er entdeckte auf der Rückseite des Briefumschlages einen schwachen Stempelabdruck, es gelang ihm aber nicht, die einzelnen Buchstaben zu entziffern. Es schien der Abdruck eines Gummistempels zu sein, aber mit einer höchst sonderbaren krausen Schrift. Bald kam er darauf, daß die Buchstaben verkehrt abgedruckt seien, und als er nun einen kleinen Spiegel zu Hilfe nahm, konnte er ziemlich deutlich die Worte: „Eugen Gehrig, Bergmannstraße 168" lesen.

Dieser Abdruck war nur zufällig auf den Briefumschlag gekommen. Jedenfalls war der Brief auf ein anderes Schriftstück gelegt worden, das mit jenem Stempel versehen war. Der Stempelabdruck war entweder noch sehr feucht oder hatte sehr viel Farbe, und so hatte er sich umgekehrt auf den Briefumschlag abgedruckt.

Am Nachmittag fuhr Liebig nach der Bergmannstraße hinaus und suchte sich das Haus Nummer 168 auf. Es war eine der modernen Miethskasernen und stand in einer Gegend, in welcher in der letzten Zeit sehr viel gebaut worden war. Liebig ging in die Wohnung des Portiers und traf dort dessen Frau, die einen kleinen Grünkramhandel betrieb. Er erkundigte sich, ob ein Herr Gehrig in dem Hause wohne, und erfuhr, daß nur eine verwittwete Frau Gehrig mit ihren beiden Töchtern und einem Sohne, der noch Schüler sei, drei Treppen hoch Wohnung genommen habe.

„Ich bin nämlich von einer Versicherungsgesellschaft und möchte da oben gerne versichern," sagte Liebig erklärend. „Ich muß mich natürlich vorher über alle Verhältnisse sorgfältig erkundigen. Was sind denn das für Leute, diese Gehrigs?"

Die Frau, gesprächig wie alle Berlinerinnen, erzählte nun, daß Gehrigs sehr solide und anständige Leute seien, und daß die ganze Familie sich redlich quälen müsse. Die eine Tochter heiße Minna und sei Telephonistin, die andere sei Comptoiristin, und der Junge endlich, der Eugen, besuche die Realschule.

Die Hausglocke wurde gezogen, und die Händlerin sah durch das Guckfenster. „Da kommt ja Fräulein Minna Gehrig gerade nach Hause. Sie ist heute Nachmittag wieder dienstfrei."

Mit ein paar Sprüngen war Liebig die schmale Treppe hinauf, die von der Portierswohnung zum Hausflur führte, und im nächsten

Augenblick stand er vor Minna und vertrat ihr den Weg.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein," sagte er lächelnd, „wenn ich Sie überfalle und mich Ihnen vorstelle. Ich heiße Heinrich Liebig, Telephonnummer 1212, und Sie sind Fräulein Minna Gehrig und haben mir durch ein paar Zeilen meine ganze Existenz und ein kleines Vermögen gerettet."

Minna schien bestürzt und erröthete. Sie schwieg, und Liebig hatte Gelegenheit, sie zu betrachten. Er mußte sich gestehen, daß seine Erwartungen über das Aussehen seiner telephonistischen Freundin übertroffen worden waren, und besonders als Minna jetzt aufsah, und es in ihren Augen feucht schimmerte, entschied sich das Geschick Liebig's für immer.

„Ich freue mich," sagte Minna, und Liebig erkannte ihre Stimme sofort wieder, nur klang sie bedeutend wohllautender als im Telephonapparat, „ich freue mich, wenn ich Ihnen durch eine Warnung genützt habe. Ich weiß nicht, wodurch ich mich verrathen habe, aber ich bitte Sie dringend, nicht darüber zu sprechen, denn was ich, wenn auch in bester Absicht, gethan, ist ein Bruch des Amtsgeheimnisses. Ich habe lange geschwankt, ob ich Ihnen etwas mittheilen sollte. Ich hatte ja nur Verdachtsmomente, aber eine gewisse Angst um Sie ergriff mich, und so habe ich gewagt, Ihnen den Brief zu schicken."

Liebig reichte Minna beide Hände und dankte ihr nochmals herzlich. Dann zeigte er ihr den Abdruck des blauen Stempels auf dem Briefumschlag, der ihn zur Entdeckung der Absenderin geführt hatte, und Minna sagte seufzend: „Das ist der Gummistempel, den ich vorige Woche Eugen zum Geburtstag geschenkt habe. Ich habe nicht geahnt, daß er an mir zum Verräther werden solle."

Liebig hatte Minna lächelnd betrachtet, und diese erröthete jetzt und sah wieder fort.

„Würden Sie gestatten," fragte er, „daß ich mich Ihrer Frau Mutter vorstelle? Ich muß mich ja auch bei Ihrem kleinen Bruder bedanken."...

Die Portiersfrau im Hause 168 in der Bergmannstraße behauptete nicht lange darnach, es würde nächstens oben bei Gehrigs eine Verlobung geben, und zwar zwischen Minna und einem Kaufmann Namens Liebig. Sie behauptete sogar, gesehen zu haben, daß Minna und Liebig bei einer Verabschiedung des Abends im Hausflur sich geküßt hätten.

Humoristisches.



Verfehlte Ermahnung.

Richter: Nun, Angeklagter, ich hoffe, Sie nicht wieder an dieser Stelle zu sehen.

Vielbestrafter Verbrecher: Watt? Sie wollen sich doch nich' jar pensioniren lassen?



Naiv.

Willst Du noch ein Schwesterchen haben, Elsa?

Ja, aber womöglich soll's 'n bischen älter sein als ich!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein werthvoller Kopf. — Mazarin, der Premierminister Ludwig's XIV., wurde im Jahre 1651 vom französischen Parlamente in die Acht erklärt und es wurde von demselben sogar ein Preis von zweitausend Thaler auf Mazarin's Kopf gesetzt. Dessenungeachtet hielt sich der Geächtete ganz in der Nähe von Paris auf. Da begegnete er eines Tages zufällig dem jungen König Ludwig XIV. im Bois de Vincennes. Der König trug ein Gewehr in der Hand und schlug es mit den Worten auf den Minister an: „Wie wäre es, wenn ich dem Parlamente Euren Kopf lieferte und mir zweitausend Thaler verdienen wollte?"

„Sire," antwortete Mazarin gelassen, „mein Kopf auf dem Rumpfe wird Eurer Majestät in der Folge viel mehr einbringen!" [E. K.]

Ein seltenes Hirschgeweih. — Das größte Geweih, das je ein Rothhirsch getragen hat, ist wohl das von 66 Enden, welches sich einstens im Jagdschlosse Königswusterhausen befand. Erlegt wurde dieser Kapitalhirsch in der jetzigen königlichen Oberförsterei Neubrück, etwa 3 Meilen von Fürstenwalde, durch den Kurfürsten Friedrich III. am 18. September 1696. [St.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Hoffen und Träumen läßt Vieles versäumen.

Homogramm.

	B			B		
B	C	C	C	C	E	E
	E	E	E	E	E	
	E	H	H	H	H	
	H	I	I	I	L	
L	N	R	S	S	S	S
	U				U	

Die vorstehenden Buchstaben sind nach dem gleichen Muster so zu ordnen, daß fünf Wörter entstehen, welche, ob wagerecht oder senkrecht gelesen, das Gleiche ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) eine Arzneipflanze, 2) einen bestimmten Theil einer Einheit, 3) einen Ausdruck für Freude, 4) einen dramatisch belebten Vorgang, 5) eine wildwachsende Strauchfrucht.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Charade. (Zweisilbig.)

Die Erste nährt; der sei zufrieden,
Dem sie der Himmel that verleih'n.
Die Zweite zehrt; wer sie empfindet
Wird immer unzufrieden sein.

Das Ganze fühlt die Brust des Laffen,
Der, niedrig und gemein gesinnt,
Erkennt, daß seines Nächsten Schaffen
Die Erste mehr als er gewinnt.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 41: Leinwand, Einwand.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.